

(Nachdruck verboten.)

27]

Die flucht.

Von R. Bagrynowski.

Jan klopfte auf den Deckel seiner Dose und reichte sie ihnen entgegen. Niehorsti, der sich in seine Lektüre vertieft hatte, sah nur einen Augenblick auf; Alexandroff brummte etwas vor sich hin, und nur Krassuski ließ sich zureden.

„Es kommt vielleicht noch jemand mit? Vielleicht Pjetroff oder Samuel?“

„Nein, fordern Sie niemand mehr auf, Jan. Ich bitte drum!“

Jan hatte sich, nachdem er seinen Posten im Spital eingebüßt, jenseits des Flusses niedergelassen. In der Ortschaft Burneck, die eine Meile vom Städtchen entfernt war, besaß ein Better seiner Frau eine alte Jurte, und dort wohnten sie nun. Dicht hinter der Hütte erhob sich ein steiler Berg, der bis zur Hälfte mit Lärchen und Birken bewachsen war. Vor der Jurte erstreckte sich eine große Wiese, die ein Waldstreif und dichtes Weidengestripp vom Flusse trennten. Auf der Wiese blühten hier und da gefrorene Wassertümpel oder funkelten sumpfige Lachen. Ein großer See, der lang und schmal wie ein Flußarm war, zog sich am Fuße des Berges hin.

Als die Jäger am folgenden Morgen aus der Jurte traten, konnte Krassuski nicht umhin, den Freudenruf auszustößen:

„Oh, Jan, der Tag wird wunderschön!“

Eine weiße Nebelflut bedeckte die Wiese, Inseln gleich waren Bäume, Sträucher und Heuschaber darin verstreut, und in der Ferne bildete der Wald ein dunkles Ufer. Ueber den Nebeln durchzitterte der silberne Schein des Tagesgrausens die kalte Luft, die ein dunkelblauer, mit verglimmenden Sternsplittern übersäter Himmel einschloß. Im golddurchwirkten Lichten glühte das scharlachene Morgenrot langsam auf. Von den Bergen, aus Schluchten und Klüften war die Nacht noch nicht völlig verschleucht; die Gegenstände warfen noch keinen Schatten, und die Umgegend lag lautlos und regungslos da, wie jemand, der schon erwacht, der die Augen schon weit geöffnet hat, aber seine Träume noch nicht abschütteln kann.

Einen trockenen, hartgefrorenen Pfad entlang kamen die Jäger an den See und eilten glitschend über das durchsichtige, grünliche Eis. Lange, verschlungene Wasserpflanzen blickten zu ihnen auf. Die Flinten und die ganze Ausrüstung der beiden Männer waren dem Körper genau angepaßt und rüdten und rührten sich nicht, so daß sie leise wie Schienen dahinglitten. Zuweilen leuchtete in der dunklen Tiefe unter ihnen eine Funkenfarbe auf, die aufgeschauchte fliehende Fischschwärme hinter sich zurückließen; hin und wieder erschienen die häßlichen Köpfe der Wasserriesen dicht zu ihren Füßen, und dann konnten sie die Stirnen, die geöffneten Mäuler, die sich in regelmäßigen Atemzügen hebenden Kiemenschilder und die runden, bernsteingelben Augen sehen, von denen sie mit maßlosem Entsaunen angeglockt wurden. Jan drohte ihnen mit der Faust, und sie bewegten die roten Flossen gemächlich, führten ihm den Schwanz zu und verschwanden zwischen den dichten Wasserpflanzen. Lange noch, nachdem sie dieselben gestreift, zitterten die Lilien und Wasserlinsen und wanden sich in schlangenartigen Linien.

Die Jäger strebten den Bergen zu, auf denen nach und nach Wälder, Saine, einzelne Bäume, steile Abhänge und Steingeröll sichtbar wurden.

„Ich weiß hier eine Schlucht, wo's immer Haselhühner giebt. Erst müssen wir sie höher hinauftreiben und dann wieder bergab. Wir können ein ganzes Volk haben, wenn's gut geht. Aber: Tur! nicht fehlschießen!“ belehrte Jan Krassuski.

Dichte, knorrige Bergweiden füllten den Boden der Schlucht, während ein hoher Lärchenwald die steilen Wände derselben hinanklomm. Am Eingange in die Schlucht trennten sie sich: Jan ging nach links, Krassuski blieb rechts und spähte aufmerksam ins Gebüsch. Die Sonne vergoldete die Nester der auf dem Gipfel wachsenden Bäume; aber unten, auf dem

niedrigen Gesträuch, lagerten noch die grauen Schatten der abschüssigen Wände. Von der Dämmerung zu einem dichten Netz verwebt, bildeten die grauen Weidenzweige einen Schleier, den selbst das geübte Auge Krassuskis nicht zu durchdringen vermochte. Schon glaubte er, es sei kein Vogel in der Schlucht, als Jan ihn mit einem leisen Pfiff zum Weitergehen aufforderte, und auf dies Zeichen hin einer der Zweige merkwürdig zuakte. Krassuski blieb wie festgebannt stehen und wandte den Blick nicht von jener Stelle. Auf dem Zweige saß ein Haselhuhn und sah ihn mit rubinroten Augen an. Aber ein Schuß war sehr gewagt, da der Vogel in dem kleinen Fensterchen, das die launisch gewundenen Weidengerten bildeten, kaum zu sehen war. Der Jäger neigte den Kopf ganz leise, um zu sehen, ob es nicht möglich sei, ihn von einer andern Seite beizukommen; da trippelte plötzlich ein zweiter Vogel dicht vor ihm einen über den Weg hängenden Zweig hinan und blieb mit vorgestrecktem Hals an der Spitze stehen. Gleich darauf gewahrte er einen dritten, dann einen vierten und endlich ein ganzes Volk, das aufstand und die Köpfechen vorstreckte. Es war kein Augenblick mehr zu verlieren: schnell legte er an und gab Feuer. Der getroffene Vogel flog empor und fiel wie ein Stein ins Gebüsch. Die andern flogen schwirrend davon und ließen die hellen Federn in ihren Flügeln aufblitzen. Ehe der junge Mann das Gewehr von neuem geladen und den Vogel aus dem Dickicht geholt hatte, feuerte Jan seine Flinte ab, und wieder schwirrte es und blühte es weiß zwischen den Sträuchern auf. Aber diesmal schon höher oben. Ohne die Stelle aus den Augen zu verlieren, an der das Volk niedergegangen war, schritt Krassuski vorsichtig an der einen Seite vorwärts, während Jan sich an der andern einen Weg bahnte. Sie pfliffen sich von Zeit zu Zeit leise zu, um nicht zu weit auseinander zu kommen und suchten, soweit es möglich war, gleichzeitig zu schießen. Ehe Jan das Ende der Schlucht erreicht hatte, rief er Krassuski zu, er solle den Abhang erklimmen und das Volk oben umgehen. Sie trafen auf dem Berggattel zusammen. Jan war überglücklich: er hatte wohl an die zehn Vögel an seinem Gürtel zu hängen.

„Nun, sind wir nicht Mordsterle? Dafür müssen wir auch eine „Kinnutscha“ haben. Aber warum machen Sie das Bild zu schanden? Ist das 'ne Art? Ich hab' gesehen, wie Sie eins angeschossen haben, und das ist auf- und davongeflogen. Wenn fehlgeschossen wird, dann wird fehlgeschossen, aber wenn getroffen wird, dann wird getroffen. Jetzt wird es seinen Kameraden alles erzählen und sie aus der Schlucht fortführen. Das steht bombensfest! Sie lachen! . . . Lachen Sie nur immer zu, aber es ist so! Auf dem Rückwege müssen wir sehr vorsichtig sein und nur bis an die Hälfte der Schlucht gehen. Die angeschossenen sind sehr schön, wenn sie nicht draufgehen. Wenn wir sie umgehen, müssen wir hoch hinauf, denn wenn die Haselhühner erst mal aufsteigen, dann fliegen sie auch weiter. Wir können uns freuen, wenn sie uns auch nur dreimal zum Schusse kommen lassen. Und wenn wir damit fertig sind, dann trinken wir hier auf dem Sattel Thee. Na, sehen Sie wohl, wie lustig Sie jetzt ausschauen! . . . Hab' ich's nicht gesagt? Wald bleibt Wald! Am besten wär's, wenn Sie ganz zu mir zögen. Dann könnten wir Hasenfallen stellen und fröhlich und guter Dinge sein. Die Dummköpfe, die uns unter dem Eise angeglockt haben, würden auch dran glauben müssen! Das wär' schön, meiner Treu!“

„Sie würden mich nicht fortlassen aus der Stadt. Vor allem aber würde Ihnen die Polizei Umstände machen.“

„Was können sie mir anhaben? Mich weiterjagen? Bah, bin ich denn nicht überall König? Nur die Kinder thun mir leid und meine Alte . . . Denn warum sollen die leiden?“ Er zerrte an seinem mächtigen Schnurrbart und sein Gesicht verdüsterte sich. Er seufzte.

„So! ho! ho! Das waren schöne Zeiten. Angst hatte man nur, solange man die Mühe nicht aufhatte. Aber wenn die erst auf dem Kopfe saß, dann war's vorbei damit, den hätt' ich dann sehen wollen, der mir hätt' bange machen können! Na, los, Krassuski, sonst kommen die Hühner auf andre Gedanken und reißen uns am Ende aus.“

Als sie das Volk dem Ausgange der Schlucht zutrieben, flogen die letzten Vögel verwundert und erschreckt auf, verließen das Gebüsch und suchten jenseits des Sattels Schutz.

Altbremische Klassenkämpfe.

Von der Stadt des socialdemokratischen Parteitages wird in diesen und den kommenden Tagen überaus viel die Rede sein. Das bedeutet für diese Stadt etwas, denn Bremen gehört zu den deutschen Städten, die im Auge verschlossenen Wesens stehen. Man erlebt noch heute, daß die Hansestadt an der Unterweser mit einem gewissen Grauen genannt wird, denn die alte Verhämtheit, von einem thürperrrenden Kastengeiste sondergleichen beherrscht zu sein, war zu groß, als daß sie so schnell in der Erinnerung verlöschen könnte. Aber Bremen müht sich heute, eine gasiliche Fremdenstadt zu sein, und wenn dieses Mühen auch seinen metallischen Weigeschmack hat, so ist doch an dem guten Wesen der Gastlichkeit keineswegs zu zweifeln. Bremen, die Stadt des großen Seeverkehrs, ködert sich seinen Anteil an dem großen Strome der binnwärts sich bewegenden Welt. Das kostet Schweiß, Schlaueit und noch etwas andres: man ist eben Grenzstadt nach Nordwesten, und wenn man von den Schienenadern, die am Kulturblutlauf besonders beteiligt sind, spricht, so zählen die gefüllten Auswandererzüge mit ihren Massen verarmter Europamüden nicht mit. Aber trotz aller geschichtlich verzögernd wirkenden Schwerekräfte hat sich das bremische Kulturbild im letzten Jahrzehnt auffällig verändert: das alte bürgerliche Gepräge des Lebensganges hat seine Alleinherrschaft eingebüßt und das moderne proletarische Element, in dem soviel Zukunftsmut aufgespeichert liegt, läßt seine Kräfte wirksam spielen. Mit Worms, Regensburg, Genf hat Bremen das heraldische Merkmal gemein, eine Stadt mit dem Schlüsselwappen zu sein. Der Schlüssel ist das Sinnbild gesicherter Hausfesterlichkeit. Aber er ruht im Bremer Wappen im roten Felde, und das kann der politische Mensch auch sinnbildlich nehmen, seit die rote Fahne siegreich über der alten Befestigung weht.

Alt ist diese Stadt füt wahr. Aber altertümlich ist sie nicht mehr. Rathaus, Ratst Keller, Roland — diese drei bedeutenden Wahrzeichen einer mächtigen bürgerlichen Vergangenheit — drängen sie mit einigen andren Bauten — Schütting, Dom, Liebfrauentirche — auf einen engen Raum zusammen und bilden nur einen altertümlichen Fleck in dem jetzt schnell wachsenden Stadtbilde. Und dieser Fleck, ist nicht einmal unangefastet geblieben. Ein trostloser Mangel an Verständnis und Gefühl für die Harmonie architektonischen Zusammenwirkens, in allerlei Offenbarungen einer ohnmächtigen oder prozig aufdomernden Baukunst erwiesen, sündigte schwer gegen die reine Wirkung des altertümlichen Baubildes. Dies und jenes Einzelne, was alten haulichen Wert besitzt, stöbert man hier und da noch in den alten Stadtteilen auf, aber es ist spärlich und wiegt im Gesamtbilde nicht mehr. Aber wer das alte Bremen sucht, der findet eine Menge Denkmäler, wenn er die Strafemamen beachtet. Eine ganze Anzahl solcher Namen darf als unmittelbares Ueberbleibsel einst bedeutungsvoller Stätten gelten. Manches freilich nennt ohne direkte örtliche Beziehung irgend welche ortsgeschichtlich berühmte Namen. Aus alledem aber ist manches Stück jener eigenartigen mittelalterlichen Städtegeschichte abzulesen, in dem Kirche, Rittertum, Patriziat und Zunftsürgertum ihre blutigen Klassenkämpfe durchfochten.

Ganz in der Nähe des Kasinos, wo der Parteitags seine Sitzungen hält, ragt ein Wahrzeichen dieser Kämpfe auf: ein feineres Kreuz. Seit fast einem halben Jahrtausend steht es dort, die Bremer Mundart nennt es plattlin: Basmers Krüz oder dat steenen Krüz. Es ist zur Sühne für die Enthauptung des Bürgermeisters Johann Basmer errichtet worden. Dieser Basmer gehörte dem Patriziat an, das im Beginn des 15. Jahrhunderts den bremischen Rat herrschend besetzt hielt. Allerlei Fehden und kleine Kriege mit den benachbart wohnenden und dem auswärtigen Handel unbequemen Grafen und Ritters hatten die Stadt in Schulden gestürzt, und das Patriziat suchte natürlich die Last dem „gemeinen Bürger“ aufzuhalsen. Das brachte die Zunftsürgerschaft in Bewegung. Mehrere Bürgermeister wurden zu Geldstrafen und Amtsniederlegung verurteilt und die Verfassung wurde 1428 so verändert, daß Rat und Bürgerschaft der Allmacht des kaufmännischen Patriziats entwunden wurde. Die Zunfte triumphierten. Die patrizischen Elemente verließen die Stadt und suchten drauhen Hilfe gegen den neuen Rat. Dieser zog ihre Güter ein und steckte die Zurückgebliebenen, die in der Stadt auf einen reaktionären Streich warteten, in den Fangturm. Die Verhafteten brachen aber aus, flüchteten nach Delmenhorst und Stade, und nur der frühere Bürgermeister Johann Basmer blieb zurück. Dieser suchte für einen Vergleich zwischen dem Alten und Neuen Rat zu wirken. Er stieß indessen überall auf Widerstand, und seine Politik weckte schließlich im Neuen Rate soviel Mißtrauen, daß man ihn, als er zum Döbenburger Erzbischof um Einspruch austritt, unterwegs auffangen, zurückbringen und in den Hurrelberg, ein an der Hakenstraße gelegenes unterirdisches Gefängnis, das später ein Weinkeller wurde, sperren ließ. Der erbitterte Rat verurteilte ihn wegen Hochverrats, und alsbald, ob er auch mit dem üblichen Wort „N' schelde, dat it ibt schelden mag“ sich auf ein höheres Gericht berief, wurde er in der Vorstadt bei St. Pauls Kloster enthauptet (1430). Die energische That brachte Bremen die Reichsacht und die Ausstoßung aus der Hanse ein. Der Schaden, der dem Handel der Bremer daraus erwuchs, die Gefahr der Reichsreluktion zudem, untergruben die Macht des Neuen Rats, und es kam schon 1433 zu einer neuen Verfassung, in der dem patrizischen Element wiederum die Uebermacht, aber doch nicht mehr die Alleinherrschaft zusiel. Ein Zeichen der wiedereingelapten

Sie verfolgend, erklimmen auch die Jäger denselben. Jan hatte sich schon eine Priese hervorgeholt und sah sich nach einem passenden Plätzchen für die Feuerstätte um, als sein Gesicht plötzlich einen gespannten Ausdruck annahm, und er, ohne die Dose zuzuklappen, sein Gewehr blitzschnell an die Wange drückte. Krassuski glaubte, es gälte einem Bären und machte sich auch schußbereit, aber ehe er sich recht klar werden konnte, was eigentlich vorging, knallte ein Schuß und gleich darauf nieste Herr Jan so herzlich, daß es fast ebenso laut trachte, wie der Schuß.

„Hei! Glück muß man haben! Zum erstenmal in meinem Leben schieß ich mit der Dose in der Hand. Ein bißchen hab' ich sogar verschüttet.“

Hinter einem Felsblock rollte ein schöner Auerhahn flügel-schlagend den Abhang hinunter, während ein anderer mit weit-ausgebreiteten Schwingen über das Thal flog. Das Ereignis trug noch dazu bei, die gute Laune der Jäger zu erhöhen. Jan warf nur so mit Sprichwörtern um sich, machte Feuer an und kochte Thee, und Krassuski rupfte die zum Braten bestimmten Gühner.

„Sehen Sie, das Leben ist kein Stiefel; das läßt sich nicht über jeden Leisten schlagen, der einem paßt. Wir meinen's so und so, aber es kommt anders . . . Aber das darf man sich nicht allzusehr zu Herzen nehmen, denn etwas kommt doch immer dabei heraus. Nehm zum Beispiel: sie haben mich aus dem Spital gejagt. Da dacht' ich: na, jetzt ist's aus, kaput! Und doch leb' ich und flide noch dabei der Obrigkeit die Stiefel. Gestern hat mir der Isprawnik anderthalb Rubel für neue Sohlen bezahlt. „Mach' sie auf Warschauer Manier,“ sagt er. „Warschauer Manier,“ sag' ich, „ist fein und will traktiert werden!“ Er schenkte mir ein Gläschen aus einer Flasche ein, die auf dem Ektische stand, und trank mir zu. „Gör' mal,“ fragt er, „ist Alexandroffs Pferd bei Dir?“ „Ja, Herr!“ „Werden sie's bald in die Stadt holen?“ „Das weiß ich nicht, Herr!“ „Gut, wenn sie's holen, dann komm und laß mich's wissen!“ „Ich schweige und seh' ihn an. Ganz rot wurde er. „Das geht nicht, Euer Hochwohlgeboren!“ „Warum denn nicht?“ „Denn das ist nicht — Warschauer Manier!“ Er lachte und schenkte mir noch ein Gläschen voll. „Bist 'n tüchtiger Kerl,“ sagt er, „wenn Du mal was schießt, kannst Du mir's bringen.“ „Ich will ihm den Auerhahn hin-tragen. Er hat mich gern und wird ihn gut bezahlen. Und aus dem Dienst hat er mich jagen müssen, des Eides wegen, denn dazu ist er da. Sie haben ihn ja dahingeseht, damit er versucht, die Menschen auf seine Seite zu locken, aber es steht doch jedem frei, ob er nichtswürdig sein will oder nicht. Worüber denken Sie nach? Hören Sie nicht?“

Krassuski blickte in das lachende Thal zu ihren Füßen. Ein dichter, gelb schimmernder Birkenhain vergoldete die Ränder des weiten Beckens, rostfarbige Lärchen stromten die Abhänge hinan und ein dunkler Streif von Erlengebüsch und Weiden durchschnitt es von einem Ende zum andern. Hin und wieder flammten Hagebutten und wilde Himbeeren gleich blutroten Flecken auf, und alles zusammen wurde von dem blauen Spiegel des eisbedeckten Sees eingeschlossen, den die waldigen Felsen mit einem dunklen Rahmen umgaben. Den Gesichtskreis begrenzte des Himmels Bläue und ein Zug arar'or Berge.

„Was meinen Sie, Jan, wenn ich jetzt mein Gewehr nähme und davonginge, immer geradeaus, wohin die Füße mich trügen — was würde wohl daraus werden?“

„Jetzt? Im Winter?“

„Ja!“

„Und Sie wissen nicht, was daraus werden würde? Krähen und Raben würden Sie zerfleischen und Wölfe würden Sie auffressen! Ei, Krassuski, Krassuski! Es sind schlimme Gedanken, die Ihnen im Kopfe herumspuken. Ich seh' schon, Ihr werdet Euch wieder was Gutes einbroden!“

Er blickte dem Jüngling wehmütig in das traurige Gesicht.

„Stimmen Sie, ich will Ihnen lieber erzählen, wie ich mich in eine Russin verliebt habe; denn auch unter ihnen giebt's süße, herzensgute Geschöpfe.“

„Ohi! Nein, nein! . . . nichts davon!“

„Was denn sonst?“

„Lieber was andres!“

(Fortsetzung folgt.)

Nacht war dann die Errichtung jenes steinernen Kreuzes an Basmers Kirchstätte.

Die Pläge, die auf die großen Ereignisse der inneren Geschichte Bremens hinweisen, drängen sich natürlich um den Markt zusammen. Hier wohnten die Besitzmächtigen der Stadt und hier, wo die Rolandssäule aufragend die städtische Unabhängigkeit — Freiheit do id juw openbahr —, die eigne Gerichtsbarkeit anzeigte, pulsirte am lautesten das Leben großer und kleiner Betriebsamkeit. Wer auf dem Markte Herr war, beherrschte die Stadt. Das 13. Jahrhundert, das der Kaufmannschaft zu starkem wirtschaftlichem Aufschwunge verhalf, entseffelte die Kämpfe gegen den patrizischen Adel, das 14. Jahrhundert, das jenen wirtschaftlichen Aufschwung noch gewaltiger steigerte, fügte die politische Auseinandersetzung mit dem städtischen Einfluß der Kirche, mit dem erzbischöflichen Regiment hinzu. Im Jahre 1307 war ein großer Hecht die Ursache blutiger Vorgänge. Der Ratsmann Trend von Gröpelingen hatte den Hecht für einen Rindtauffchmaus erstanden, als ein Patrizier — er soll Götze Frese geheißten haben — hinzuland und den Hecht für sich forderte. Es war nämlich Gewohnheitsrecht geworden, daß niemand von der gemeinen Bürgererschaft bis zu einer gewissen Stunde Eßwaren kaufen durfte; man mußte warten, bis die mächtigen Familien, deren Häupter das Staatsruder führten, ihre Küchen wohlfeil versorgt hatten. Aber Trend von Gröpelingen gab seinen Hecht nicht los, und dafür nahm der gereizte Patrizier Rache. Nach einiger Zeit drang er mit einer bewaffneten Noite in Trends auf der Landstraße, der Stadtwage gegenüber gelegenes Haus und erschlug den sterbenskranken Ratsmann. Das war das Zeichen zum Aufstande der Bürger. Als die bewaffnete Volksmasse zum Markte zog, rissen die patrizischen Elemente, gegen die der Sturm sich richtete, mit Rind und Segel aus und wurden „friedlos gelegt“. Man war die Despoten los, aber nicht ganz und gar, denn als der Sturm losbrach, machten allerhand patrizische Leute, sogar Verwandte der besonders Verhafteten, schnell und schlau gemeinsame Sache mit den Aufständischen.

Bremen sollte auch fortan noch mit hochgeborenem Raubgesindel in seinen Mauern zu thun haben. Am ärgersten trieben es die Casalbrüder. Casal hieß in Bremen ein großes Steinhäus, das nach dem Bremisch-niederländischen Wörterbuche der „Versammlungsort und sichere Aufenthalt gewisser adliger Einwohner und anderer mächtiger und angesehenen Bürger war, die sich in eine Gesellschaft unter dem Namen Casals-Brüder verbunden hatten, die größten Ausschreitungen, ja Raub- und Mordthaten in der Stadt ungeschämt begingen, sich im Fall der Noth beistanden und selbst dem öffentlichen Ansehen und dem Arm der Obrigkeit sich widersetzten.“ Ursprünglich eine Vereinigung zur Pflege ritterlicher Kämpfe und Spiele, sank die Casalbrüderschaft mit dem Verfall der Bedeutung des Rittertums in einer Handelsstadt wie Bremen nur um so gründlicher zur nichtsnutzigen Kaufbande herab. Im Jahre 1347 veranlaßte die Verurteilung eines Casalbrüders, der einen Mann nachts in den Straßen erschlagen, einen bewaffneten Sturm der Brüderschaft aufs Rathaus. Das bekam der Sippschaft schlecht. Der Rat ließ die Sturmglocken läuten, die Casalbrüder wurden aus der Stadt gejagt, auf ewig verbannt, und ihre Casale, damals die Wohnung eines Cord von Gröpelingen an der Oberen Straße, da, wo die Krakenstraße zur Hundestraße führt, wurde niedergedrückt. Damit war die Bürgererschaft mit dieser Klasse fortan in der Hauptsache fertig.

Die äußere Politik Bremens bestimmte natürlich das Interesse der Kaufmannschaft. In den Streitigkeiten um das Erzbistum, die in der Mitte des 14. Jahrhunderts ausbrachen, spielte die wirtschaftliche Notwendigkeit, sich die Oberweser freizuhalten, eine große Rolle. Der bremische Erzbischof stützte sich auf die Kriegsmacht des Grafen Gerhard von Hoya, dem auch das feste Schloß Ledinghausen gleich südlich von Bremen als erzbischöfliches Lehen gegeben war. Natürlich brachen Kämpfe mit dem Hoyaer Grafen aus, die mit wechselndem Kriegsglück, aber schließlich doch günstig für Bremen verliefen. Als es galt, gefangene Bremer auszulösen, halfte (1361) die Kaufmannschaft den minderbegüterten Bürgern einen Anteil am Lösegeld auf, der äußersten Unwillen erregte und zum offenen Aufstande führte: ein Zeichen, daß die Hunsbüttler den Kaufleuten keineswegs auf allen Pfaden ihrer Politik in gemeinsamem Interesse folgten. Die politische Führerschaft der „gemeinen Bürger“ lag in den Händen einer Vereinigung, die sich Grande Compagnie nannte. Als die Schöffeversammlung geschah, tauchte der Plan auf, den alten Rat abzusetzen und einen neuen zu wählen. Die Führer dieser Bewegung hießen Kemner, Höne und Wilde. Aber der Rat rief unwohnende Ablige heimlich in die Stadt, überumpelte die Aufständischen und ließ noch am selbigen Tage achtzehn Anführer des Aufstandes aburteilen und enthaupten. Aus den konfiszierten Gütern bezahlte er dann das Lösegeld für die Hoyaer Gefangenen.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

go. Ein Waidmanns-Dorado ist die zu Madeira gehörende, von der Hauptinsel etwa 10 Seemeilen entfernte Inselgruppe Desertas. Schwer zugänglich, sehr zerklüftet, aus drei verschiedenen Inseln bestehend und mit ganz eigenartigem Bild bevölkert, ist sie das Ziel aller Madeira besuchenden Jagdliebhaber, die das Abenteuerliche

nicht scheuen. Das Hauptwild der Desertas sind Seehunde und Wildziegen. Bei Entdeckung der Insel Madeira fand man diese selber von Seehunden bewohnt. Das erste Städtchen westlich von Funchal heißt noch heute „Seehundslager“; doch haben sich diese Tiere, die nirgendwo auf der nördlichen Halbtugel so südlich angetroffen wurden, vor der immer dichter werdenden Bevölkerung schnell zurückgezogen und auf die Desertas beschränkt. Nur sehr selten wird ein verjährtes Tier an der Küste von Madeira beobachtet. Auf den Desertas ist die Seehundsjagd durchaus nicht leicht. Man kennt einige 10—12 Felshöhlen am Ufer, deren Eingang meistens unterhalb des Meeresspiegels liegt, wo sich die Tiere über Tag aufhalten und schlafen. Geschickte Taucher dringen behutjam ein und schlagen die Tiere nieder oder scheuchen sie auf und bringen sie so in Schußweite für die in Booten draußen auf dem Anstand stehenden Jäger. Vor einigen Monaten wurden aus einer einzigen Höhle sieben aufgefischt aber nur zwei zur Strecke gebracht. Die Seehunde der Desertas scheinen dieselbe Art zu sein, wie die des Mitteländischen Meeres: Monachus albiventer. Den dortigen Fischern sind die Tiere begreiflicherweise sehr verhaßt; denn das Fischgen versteinen sie am besten, und wo sie sich vermehren, wird der Fischfang wenig ergiebig. Noch merkwürdiger ist die Wildziegenjagd. Wegen Wassermangels haben die ersten Ansiedler der Desertas die Inselgruppe ausgeben müssen; neue Ansiedlungen sind später nicht versucht worden; aber die ersten eingeführten und entlaufenen Ziegen haben sich um so besser eingewöhnt, und deren Jagd bietet noch heutzutage fast das einzige Erträgnis dieser Inseln. Ihr Befizzer, ein Würger aus Funchal, schießt jährlich für mehrere Wochen Leute dahin, die möglichst viel niederjchießen. Das Fleisch wird eingesalzen und in Madeira verkauft; die Häute werden ausgeführt. Die Wildziege ist außerst schon und behend und daher ihre Jagd auf dem zerklüfteten und felsigen Boden schwierig. —

ie. Teure Parfüms. Dem wegen seiner Bescheidenheit unzählig oft besungenen Weilchen sollte man es gar nicht zutrauen, was für ein Wertgegenstand aus ihm werden kann. Um einen einzigen Liter reiner Weilchenessenz zu erhalten, sind nämlich 33 000 Kilogramm frischer Blüten nötig, und da jedes Kilogramm mit 3 M. bewertet wird und auch noch die Kosten der Zubereitung, Destillation zc. hinzukommen, so ergiebt sich, daß der Liter jenes Stoffes mit 100 000 Mark noch billig bezahlt wäre. Die Weilchenessenz ist eine grüngelbe Flüssigkeit von starkem Geruch, der aber ziemlich wenig an den des Weilchens selbst erinnert. Erst in einer Verdünnung mit der 5—10 000fachen Menge Wasser und Alkohol offenbart sich der eigentliche Weilchenduft, gleichzeitig auch ein kräftiger krautartiger Geruch, der von den grünen Kelchblättern der Weilchenblüte herrührt. Trotz dieses enormen Preises kann die natürliche Essenz oder ihr alkoholischer Auszug noch immer mit Nutzen für seine Parfüms verwandt werden neben ihren künstlichen Nebenhüllen Jonon und Iron. Zur Herstellung von 1 Kilogramm Nefeda-Essenz sind übrigens gleichfalls 33 000 Kilogramm Blütenspitzen notwendig und der Marktwert des Erzeugnisses erreicht immerhin noch die stattliche Summe von 30 000 M. Der Preis des berühmten orientalischen Rosenöls erzieht mit 2000 M. für das Kilogramm dagegen als eine Bagatelle. —

Völkerkunde.

a. Einen Indianer-Gesheimbund giebt es nach „Le Tour du Monde“ auf der Vancouver-Insel. Dort lebt der Stamm der Kwatiutl, der sonst sich durchaus nicht durch besondere Wildheit von den andren Indianerstämmen unterscheidet, der sich sogar der Civilisation zugänglich erweist; so tragen die jungen Mädchen bei diesem Stamm mit Vorliebe europäischen Putz. Trotzdem bestehen bei den Kwatiutl gewisse schreckliche und abschließende Kannibalentrände fort. Sie haben einen Gesheimbund, die Ha-mat-sa, in den man nur nach langen und schmerzhaften Einweihungszeremonien eintreten kann. Nach dem Glauben dieser Wilden gehen die Seelen ihrer berühmtesten Vorfahren ständig in den Wäldern der Insel um, und jedes Mitglied der Verbindung wählt sich unter ihnen einen Schutzgeist aus, der durch die Einweihung in den geheimen Bund Einsehr in seinen Körper hält, ihn mit Tapferkeit erfüllt und ihm übernatürliche Kräfte verleiht. Einer der wichtigsten Totengeister ist der kannibalische Große Geist, der besondere Schutzherr der Ha-mat-sa. Jeder, der in den Bund eintreten will, muß von einem Mitgliede abstammen und darf keine Frau außerhalb dieser exklusiven Brüderschaft genommen haben. Hat ein Kwatiutl seine Aufnahme beantragt und Zustimmung gefunden, so verschwindet er plötzlich auf drei bis vier Monate, man nimmt an, daß der Kannibalengeist ihn in die Wälder entführt hat, um ihn mit seiner göttlichen Kraft zu erfüllen. In Wirklichkeit lebt der Kandidat allein im Walde und besucht die Friedhöfe, wo grob geschnitzte Pfähle in Form von Statuen ebenso viele Gräber bezeichnen. Dort schändet er die jüngsten Gräber und übt sich, in die Arme der Leichen hineinraubeisen. Während dieser Zeit herrscht großes Leben im Tempel des Bundes, einer sehr geräumigen Hütte, deren Inneres in mehrere Gemächer geteilt und mit schrecklichen und grotesken Figuren geschmückt ist. Die Mitglieder der Sekte üben sich unter der Leitung eines Häuptlings im Singen und Tanzen. Der Kandidat soll sich in denselben Augenblick unter der Leitung des Großen Geistes in denselben Tänzen und Gesängen üben. In Wirklichkeit verständigigt sich der Häuptling mit dem Kandidaten, der immer unsichtbar bleibt, und übt die Tänze und den Gesang so, daß der Schüler des „Großen Geistes“ sie von ferne sehen und hören kann.

Sind diese Uebungen zu Ende, so bereinigen sich die Mitglieder im **Wandel** und singen aus vollem Halse, um den Kandidaten herbeizuziehen. Dieser nähert sich der heiligen Hütte, deren Dach ein riesiger Rabenschwanz überragt. (Der Rabe stellt den Voten des Großen Geistes dar.) Aber der Held des Tages darf nicht durch die Thür eintreten, weil er noch nicht eingeweiht ist, mit Hilfe eines Steges erklettert er das Dach und steigt durch eine **Defnung** in das Innere der Hütte in ein Gemach neben dem Saal, in dem die Sänger versammelt sind. Plötzlich stürzt ein ganz nackter Mann unter sie, dessen Hals, Arme und Rumpf mit Cedernzweigen bedeckt sind. Er gebärdet sich wie ein Rasender, springt umher und sucht die ihn umringenden zu beien. Es ist der Kandidat, den der „Große Geist“ treibt. Man sucht sich seiner zu bemächtigen; er entweicht, flieht in den Wald; man verfolgt ihn und er wirft sich auf seine Verfolger und beit sie kräftig in den Arm. Endlich ist er vom Laufen, Weifen und Schreien ermüdet; er wird lenksamer, man bemächtigt sich seiner und führt ihn in den Tempel zurück. Im zweiten Teil des Programmes singt und tanzt man um ihn, und wieder wie Tänze sind darauf berechnet, den „Großen Geist“ in ihm zu besänftigen und einzuschläfern. Die Tänze und Melodien, die erst wild und stürmisch waren, werden allmählich leise und zart. Der Zauber wirkt, der Kandidat beruhigt sich und nimmt selbst schlieflich an dem Tanz teil. Dabei werden schreckliche und riesige Masken getragen; sie stellen Land- oder Seeungeheuer dar, deren Nachkommen die Kouatitls zu sein behaupten. Die Maske des Kandidaten stellt ein ungeheures monströses menschliches Gesicht dar, das rechts und links von einem riesigen doppelten und gebornen Schlangenkopf flankiert ist, der eine Zunge von einem Meter Länge hervorstreckt. Die Einführung ist jetzt beendet, der Kandidat ist Mitglied der Gesellschaft; aber ein Jahr lang muß er noch gewisse Riten beobachten, darf nur bestimmte Gerichte essen, sich nur auf bestimmte Sitze setzen und muß abseits vom Stamme leben. —

Au dem Tierleben.

— Das Stengelalchen als Verursacher von Pflanzenkrankheiten. Während der letzten Jahre, besonders 1903, wurden in Holland in verschiedenen Gegenden Erkrankungen der Erbsenpflanzen beobachtet, die nach den Untersuchungen von N. Nijema Vos in Amsterdam auf die Anwesenheit des Stengelalchens (*Tylenchus devastatrix*) zurückzuführen sind. Merkwürdig an diesen Erscheinungen ist vor allem, daß man von ihnen in früherer Zeit nie etwas gehört hat, so daß es den Anschein bekommt, als habe das Alchen erst in den letzten Jahren die Eigenschaft angenommen, die Erbsenpflanzen parasitisch zu überfallen. Uebrigens befällt der kleine Rundwurm, abgesehen von den Erbsen, noch eine ganze Anzahl weiterer Gewächse. So wurde er 1896 in Algerien, 1890 in England und 1903 in Groningen auch im Innern der Stengel von Garten- und Pflanzbohnen beobachtet. Des weiteren fand man die Schädlinge auf den verschiedensten Pflanzarten, in Klee- und Speisewieeln. Endlich entdeckte Nijema Vos auch an Frühkartoffeln die Stengelalchen. Die angegriffenen Pflanzen hatten kurze, dicke, gedrängte Stengel und Blattstiele, während die Blätter geträufelt und stellenweise gelblich oder bräunlich gefleckt waren. Die Stengel und Blattstiele waren stellenweise sehr leicht zerbrechlich. Die Kartoffeln blieben größtenteils sehr klein infolge der geringen Laubentwicklung; anfänglich zeigten sie glasige und brüchige Stellen, die sich später braunten und in großer Anzahl Stengelalchen enthielten. —
(Zeitschrift für Pflanzenkrankheiten.)

Technisches.

— Störungen bei Gasmaschinen. Die amerikanische Zeitschrift „Power“ bringt eine Reihe Mitteilungen über den Gasmaschinenbetrieb, von denen die „Schweiz. Wertsztg.“ folgende wiedergibt: Hört man bei einer Maschine mit Regulierung durch Aussetzen der Füllung die Stöße des Auspuffs 10 bis 15mal hintereinander, dann einmal ausbleiben und sich gleich wieder 15 bis 20mal wiederholen, und haben die Stöße dabei den scharfen Ton, welcher der richtigen Mischung von Gas und Luft und der Zündung unter starker Kompression entspricht, so weiß man, daß die Maschine unbillig belastet ist; sie wird nicht mehr genügend durch den Wassermantel gekühlt, und sollte einmal die Zündung nicht erfolgen, so kann die Maschine zum Stillstand kommen. Ein solcher oft vorgefundener Zustand ist die Folge falscher Sparsamkeit bei Anschaffung oder auch einer nachträglichen Vergrößerung des Betriebes. Das Richtige aber ist, daß eine Maschine mindestens einmal nach 10 bis 12 Vierfachhuben aussetzt. Dann sieht sie ein gelegentliches Versagen der Zündung nicht weiter an, sie wird lange nicht so heiß, während der spezifische Mehrverbrauch an Gas gegenüber dem bei dem oben geschilderten forcierten Gang verschwindend gering ist. — Wer hat nicht auch schon wahrgenommen, wie eine Maschine mehrmals normal auspuffte, dann ein- oder zweimal aussetzte, worauf ein entsetzlicher Knall erfolgte, so daß man glaubte, alles ginge in Stille? Dies geschieht zwar nicht, aber das Ding wiederholt sich und der Wärter muß in Todesangst geraten — weil er eben nicht weiß, was los ist; denn in Wirklichkeit ist die Sache ganz ungefährlich und sehr leicht zu kurieren. Es handelt sich einfach um unexplodierte Gemische, die in das Auspuffrohr gelangt sind und dort von der Flamme der nächsten Ladung nachträglich entzündet werden; für die

entstehende Explosion ist aber das Auspuffrohr stark genug; höchstens könnte der Schalldämpfer einen Riß bekommen oder ein paar Ziegel losgerissen werden, falls der Auspuff in einen Kamin mündet. Die Ursache der Störung liegt zumeist in der Zündung; vielleicht ist die Batterie zu schwach, so daß sie ab und zu keinen Funken hergibt, oder der Funken ist gelegentlich so klein, daß das Gasgemisch nicht fängt. Vielleicht ist der Mechanismus der Zündung aus der Abstimmung geraten, so daß die Kontaktpunkte sich nicht mehr treffen, oder diese sind durch Salmuz oder Oxydierung nichtleitend geworden; im Falle von Gluhrohrzundung flackert vielleicht die Heizflamme gelegentlich nach einer Seite hin, so daß die Entzundungshitze nicht beständig eingehalten wird. Es kann aber auch, statt an der Zündung, an einer zu armen Ladung liegen. Unter einem gewissen Prozentsatz des Gases will das Gemisch nicht explodieren und gelangt unverbrannt in den Auspuff; dies kann sich zwei- bis dreimal wiederholen, wobei aber ein Teil im Zylinder zurückbleibt, und dieser kann mit der neu hinzutretenden Ladung ein Gemisch bilden, das gerade das richtige Verhaltnis hat, sich also entzündet und explodiert, worauf nach dem Auspuff auch die Entzündung der mehreren Ladungen entsprechenden Gasansammlungen im Auspuffrohr erfolgt, welche nunmehr explodiert, da ja die berschlagende Flamme viel kräftiger wirkt als der galvanische Funke im Zylinder. —

Humoristisches.

— Boheme-Wirtschaft. „So, nun hab' ich endlich das Gemd gefunden.“
„So, wo ist es denn gewesen?“
„Im Baschschrank.“
„Na, wer kann denn auch auf diese Idee kommen!“ —

— Schlechte Zeiten. Der Besitzer eines kleinen Theaters trifft im Cafe einen Kollegen und klagt über die schlechten Zeiten. „Ich sage Ihnen, mein Vester,“ schliefzt er endlich, „die Sauden wachsen mir über den Kopf. Erst gestern habe ich wieder Geld auf das Theatergebude aufnehmen müssen.“
„Wie heißt auf das Gebäude?“ fragt der andre, „erst aus Haus? Sie Glücklicher! Bei mir steht schon eine Hypothek auf dem Souffleurkasten.“ —
(„Luftige Blätter“.)

Notizen.

— „Der Freundschaftsbund“, eine Komödie von Antropy und Gavel, wird noch im Laufe dieses Monats die Uraufführung am Raimund-Theater in Wien erleben. —

— Felix Weingartner hat zwei Kompositionen für achtstimmigen Chor und Orchester („Traumnacht“ und „Sturmhymnus“) veröffentlicht, die voraussichtlich auf dem Musikfest in Sheffield unter Leitung des Komponisten ihre Uraufführung erleben werden. —

— Die wissenschaftliche Expedition der Engländer Boyd-Alexander und Gosling hat eine große Sammlung von Tieren heimgefant, die sie im Gebiete des Tschadsees und in Nord-Nigeria erbeutet hat, darunter namentlich prächtige Exemplare von Hochwild, einer Reihe von Arten, von denen einige bisher ganz unbekannt gewesen sind, auch das Fell einer Giraffe, von der im westlichen Teil von Afrika noch kein einziges Stück erlegt worden war. —

— „Sausibar-Aepfel“ kosten in feinen Restaurants zu New York das Stück 400 M. Die Dinger sollen so groß sein wie Kohlrüben. —

— Eine Neubildung auf dem Monde ist, wie die „Köln. Ztg.“ berichtet, von Professor William S. Pidering auf dem Loope-Observatorium in Kalifornien beobachtet worden. Sie befindet sich in der inneren Fläche der Wallebene Plato, sehr nahe an deren westlichem Ringwall. Dort sah Professor Pidering am 31. Juli ein helles, dunstiges Objekt von etwa 4000 Meter im Durchmesser, das in den Tagen vom 21. bis 28. Juli nicht gesehen worden war. Am 2. August erschien an Stelle des hellen Flecks ein dunkler, langlachmader Schatten, ähnlich einem Krater mit einem Durchmesser von ungefähr 3000 Meter, und nördlich wie nordstostlich davon ein großer weißer Fleck. Das Objekt befindet sich in der Näher eines sehr kleinen schon früher bekannten Kraters. Ein Telegramm vom 22. August bestätigt die Wahrnehmung und enthält die Angabe, daß der neue Krater einen Durchmesser von etwa drei englischen Meilen (ungefähr 5000 Meter) zeigt, und daß die helle Fläche sich seit dem 3. August merklich verändert habe. Weitere Beobachtungen werden zeigen, wie es sich mit diesem Krater verhalten; jedenfalls aber ist zu bemerken, daß er überhaupt nur von geübten Mondforschern mit großen Fernrohren gesehen werden kann und dem Laien nicht in die Augen fällt. —

— Bei einer Schonheitskonkurrenz für Männer in Chemnitz erhielt den ersten Preis ein schlanke gebauter Postassistent, den zweiten infolge seiner seltenen Muskulatur ein Schneider. —